

ELISABETH JACQUET

Wir zwei

Eine Reflexion über
das Leben als Paar



PIPER

Nehmen wir das Wort *Gatte/Gattin*.

Auch hier wird ein Mann leichter sagen: *meine Gattin* – vor allem in bestimmten Kreisen, in einem bestimmten Alter oder wenn sich die Gelegenheit ergibt: *Darf ich Ihnen meine Gattin vorstellen ...* Das entsprechende Pendant dazu ist: *Es war mir eine Ehre, ihre charmante Gattin kennenzulernen.*

Aber bei welcher Gelegenheit könnte eine Frau *mein Gatte* sagen, ohne dass ein leichtes Gefühl der Hochstapelei sie beschliche?

Um Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen, wird sie sich vielleicht scherzend für das literarische *mein Angetrauter* entscheiden oder gar für den *Göttergatten*, der auch mit humorvollem Augenzwinkern höhnisch nach Wackelpudding klingt.

Ist die Behauptung, die Ehe würde nichts ändern, vielleicht eine Form von affektiver Faulheit?

Man würde wirklich gerne *gar nichts* fühlen, Punkt aus.

Das ist unser gutes Recht.

Aber wenn alle sich liebenden Wesen heutzutage so erpicht darauf sind, zu heiraten, was macht es dann für einen Sinn, steif und fest zu behaupten, die Ehe würde nichts ändern?

Vom unangepassten Revoluzzer wird man plötzlich zum finsternen Reaktionär, einem regelrechten Miesepeter.

Wird die Ehe durch die grundsätzlichen Veränderungen, denen sie unterliegt – ähnlich wie diese Berufe, die bis vor Kurzem Männern vorbehalten waren und ihren Status eingebüßt haben, seit sie auch für Frauen zugänglich sind –, für die übliche Mehrheit bald zu einer reinen Formalität, die man sich auch sparen kann?

Anders gefragt: Was hat die Ehe derart Anziehendes oder Abstoßendes an sich?

Ist die Ehe die konventionellste Art und Weise, über unser Sexleben zu sprechen?

Eine Erlaubnis?

Eine offizielle Beschränkung?

Oder sein völlig überfrachteter Rahmen?

Welches Bild würde ich finden, wenn ich darüber reden müsste?

Würde ich mehr über unser Sexleben reden, wenn mein Mann und ich nicht verheiratet wären?

Oder es *gewesen* wären?